



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düntzer, H.: Das Goethe-Jahrbuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Goethe-Jahrbuch.

Von H. Dünker.



Is vor acht Jahren Professor L. Geiger in Berlin zur Mitarbeit an einem von ihm herauszugebenden Goethe-Jahrbuch aufforderte, welches auch ein Sammelpunkt für ungedruckte Briefe und Altentstücke werden sollte, fand dieser Aufruf freudigen Anklang, da ein Goethe-Jahrbuch, das am Shakespeare-Jahrbuch ein erwünschtes Vorbild fand, längst als Bedürfnis empfunden worden war, und nur ein Leiter gefehlt hatte, der mit umfassender Kenntnis von Goethes Leben und Werken und der darauf bezüglichen Forschung ausgestattet war. Freilich hatte sich auch Geiger auf diesem Gebiete noch keineswegs bewährt; aber man durfte erwarten, daß er die ihm abgehende Kenntnis im vollen Bewußtsein der übernommenen Aufgabe sich zu erwerben suchen werde. Dabei fiel es bedeutend ins Gewicht, daß er einen leistungsfähigen Verleger gefunden hatte.

So erschien denn der erste Jahrgang würdig ausgestattet am achtundvierzigsten Todestage des Dichters. Nicht bloß Aufsätze waren dem Herausgeber von den Vertretern verschiedener Richtungen zugegangen, er konnte auch mehr als vierzig ungedruckte Briefe Goethes, einen Abdruck des Dramas „Prometheus“ nach der Handschrift und eine ganze Reihe Mitteilungen von Zeitgenossen über den Dichter bringen. Dazu kamen Miscellen, freilich einzelne sehr leichte, eine Chronik und die vollständige Bibliographie des Jahres, mit Regesten der Briefe und dem Abdruck der im Laufe des Jahres zuerst erschienenen Gedichte.

Würdig schloß sich der zweite Jahrgang an, der einundvierzig Briefe an Goethe und einen auf reichem Material beruhenden Aufsatz des Herausgebers über Goethes Dornburger Aufenthalt nach dem Tode des Großherzogs enthielt. Leider gab Geiger hier auch schon einzelne Briefe Goethes an Meyer; leider — denn durch solche Zersplitterung wird die höchst erwünschte vollständige Herausgabe der auf der Großherzoglichen Bibliothek befindlichen Briefe an Meyer, für die sich schon der treffliche Oberbibliothekar Preller zu seiner Zeit bemüht hatte, immer weniger möglich. Aber Geiger hat nicht sowohl den Vorteil der Wissenschaft im Auge, wie die Leichtigkeit, die von ihm gesammelten Briefe lohnend zu verwerten. Wie hat er den Nachlaß Bertuchs verzettelt, sodaß es schwer hält, ihn zusammenzubringen! In demselben Bande begann er auch schon, größere, durch eine Reihe von Bänden sich erstreckende Aufsätze aufzunehmen, was uns dem Zwecke des Jahrbuches nicht zu entsprechen scheint.

Der dritte Jahrgang brachte mehrere erfreuliche Bereicherungen. Es sollte von nun an vor jedem Bande eine bemerkenswerte bildliche „Darstellung Goethes oder eines seiner hervorragenden Zeitgenossen und Freunde“ stehen. Bisher haben wir nur einige bedeutende Bildnisse Goethes erhalten. (Daß die dem achten Jahrgange beigegebene Heliogravüre einer Büste Goethes, die bei dem berühmten Apollotypus von Trippels großer Büste zu Grunde gelegen zu haben scheint, eine gute Wahl sei, darf man bezweifeln. Gelegentlich sei zu der Äußerung des Geheimen Hofrat Kuland, es finde sich nichts über den spätern Verkehr Goethes mit Trippel, die Bemerkung gemacht, daß Karl August Goethe beauftragte, die Zahlung der Büsten Goethes und Herbers fristweise an dessen Erben zu besorgen.) Eine zweite Zugabe bildet vom dritten Bande an das Register, das nur sorgfältiger gearbeitet und von einem Sachkundigen durchgesehen werden müßte, damit nicht weiter so wunderbare Versehen vorkommen. Von großer Bedeutung war es, daß Geiger die Enkel Goethes bestimmt hatte, Briefe aus dem Goethearchiv beizusteuern, und so erschienen gleich hier die höchst bedeutenden Briefe Klingers und der Fürstin Galizin, leider, was die Besitzer als *conditio sine qua non* forderten, in der unglücklichen, raumverschwendenden Bearbeitung ihres Freundes Bratanek. Geigers eigne Sorgfalt und Kenntnis hatte sich noch so wenig gehoben, daß als eine neue Entdeckung (*Sapupi* = *Papius*) ausführlich vorgetragen wurde, was seit mehr als dreißig Jahren bekannt war, ja in den gangbarsten Büchern zu lesen stand. Die Beiträge aus dem Goethearchiv kamen auch den beiden folgenden Bänden zu gute, die eine Anzahl Briefe von Schillers Gattin, Körner, der Familie Wof und Frau von Staël gaben, leider wieder von Bratanek dargeboten, der um das Verständnis des einzelnen unbesorgt war, ja die vielen undatirten Briefe der Staël wild durcheinander laufen ließ. Der Herausgeber brauchte in diesem Bande auch manche andre ungedruckte Briefe, sogar dreiunddreißig Briefe Goethes an Vertuch (von denen einer freilich vielmehr an Frommann gerichtet ist) und den vollständigen Briefwechsel des Dichters mit dem Botaniker Meyer.

Mit dem vierten Bande trat zur Bibliographie ein Anhang über die Erscheinungen in England und Amerika. Der fünfte führte die Änderung ein, daß die „Neuen Mitteilungen“ (ungedrucktes) die erste Stelle einnahmen, sodaß von dem größern oder geringern Umfange derselben der auf die Abhandlungen zu verwendende Raum abhängig wurde. Wir können dies nicht billigen, da manche der ungedruckten Briefe so wenig bedeuten, daß sie recht gut auf das nächste Jahr warten können. Das Selbstbewußtsein des Herausgebers war indessen gestiegen. Im Vorwort zum fünften Bande nahm er für sich das Recht in Anspruch, in der Bibliographie nach Belieben bald kürzer, bald länger bei einem Werke zu verweilen, gelegentlich zu loben oder zu tadeln. Dies widerspricht dem als maßgebend anzuerkennenden Grundsatz, in der Bibliographie, gleichmäßig alle Erscheinungen nach ihrer Bedeutung zu besprechen, und es öffnete

der Parteilichkeit Thür und Thor. Zur Errichtung eines kritischen Richterstuhles hatte der Herausgeber nach seinem Programm kein Recht, aber dieser ward ihm eine werthe Errungenschaft, um seine Freunde zu erheben, diejenigen, die ihm nicht genehm sind, nach Möglichkeit herabzusetzen, die einen mit Bücklingen zu empfangen, selbst wenn sie den Raum des Jahrbuchs für ihre Berichtigung von Druckfehlern und Versehen mißbrauchen, dagegen bei den andern das Brennusschwert mit dem *Vae victis!* in die Wagschale zu werfen.

Wie dem Glücklichen alles zum Vorteil gereicht, so gewann Geiger die Gunst des freien deutschen Hochstiftes, dessen frühere Verwaltung er leidenschaftlich bekämpft hatte, und so gewährte dieses für den sechsten Band eine „namhafte Unterstützung“ (bedurfte das Jahrbuch einer solchen schon?) und stellte eine noch nähere Verbindung mit ihm in Aussicht. Dagegen unterblieben diesmal durch besondere Umstände die Mitteilungen aus dem Goethearchiv. So bot denn der Band unter den „Neuen Mitteilungen“ von Goethe selbst nur ein Gedicht und siebzehn Schreiben (zum Teil amtliche), wozu in ein paar Aufsätzen noch zwei andre kamen. Daß das Gedicht schon gleich nach Goethes Tod von A. Nicolovius herausgegeben worden war, war Geiger unbekannt. Von den als ungedruckt bezeichneten Mitteilungen von Zeitgenossen waren längst gedruckt die höchst bedeutenden Briefe Knebels an Lavater vom 1. September 1780 (bei Hegner) und Riemer vom 6. Februar 1806 (sogar viel ausführlicher von Riemer selbst herausgegeben) und der von Gerning an Goethe vom 21. März 1811. So wenig beherrscht Geiger sein Gebiet. Die beiden diesmal hinzugetretenen Abteilungen „Aus seltenen und vergessenen Büchern“ und „Aus Briefen“ dürften kaum als eine wünschenswerte Bereicherung zu betrachten sein.

Bald darauf wurde Geiger das Glück zu Teil, daß die nach dem Aussterben des Goethischen Stammes gebildete Goethegesellschaft sein Jahrbuch zu ihrem Organ wählte, wodurch freilich dessen eigentlicher Umfang des Jahresberichts wegen um ein paar Bogen verkürzt wurde, aber es erhielt einen viel bedeutendern Wirkungskreis, da es allen Mitgliedern der Goethegesellschaft frei geliefert wird. Man sollte denken, der Herausgeber sei dadurch zu einer würdigeren Lösung seiner Aufgabe getrieben worden, habe immer größern Fleiß darauf verwandt und seiner rücksichtslos die Wahrheit entstellenden Parteilichkeit entsagt. Leider geschah dies nicht. Auf die vielen groben Druckfehler und Versehen, die er sich bei den von der Goethegesellschaft ihm anvertrauten so bedeutenden Leipziger Studentenbriefen hat zu Schulden kommen lassen, will ich hier nicht noch einmal zurückkommen, aber stark ist es jedenfalls, daß diese im achten Bande nicht berichtigt sind, da sie doch an allgemein zugänglichen Orten gerügt worden waren. Von den sonstigen Versehen in diesem Bande hebe ich nur eines hervor. In dem Briefe an den Schauspieler P. A. Wolff vom 21. September 1821 heißt es: „Dieses Wunder [die Toten zu erwecken] gelingt der Schauspielerkunst mehr als einer andern; deshalb denn auch auf jene gries-

grämigen Pädagogen keineswegs zu achten ist; der wahre Schauspieler hat einen zu großen Vorsprung, als daß ihn solche Grillenfänger sobald einholen sollten.“ Dazu bemerkt der Herausgeber: „Die griesgrämigen Pädagogen sind zweifelsohne Berliner Kritiker, über die Zelter oft derbe Worte braucht, Kritiker, welche solchen Experimenten mißgünstig zusahen.“ Daß diese Deutung nicht paßt, liegt auf der Hand. Sollte man nicht von Geiger bei seiner hervorragenden Stellung in Sachen Goethes erwarten, er werde sich jener vielberufenen Stelle in den kurz vorher erschienenen „Wanderjahren“ erinnert haben, in welcher sich die Vorsteher der pädagogischen Provinz, von ihrem Standpunkte mit Recht, so ungünstig über die alle übrigen Künste verderbende Schauspielkunst äußern?

Wenden wir uns endlich zu dem neuesten Jahrgange. Eröffnet wird er zu unsrer Verwunderung durch zwei Gedichte auf Goethe und Scherer. Alles zu seiner Zeit! Aber Geiger hofft, der Beifall der Leser werde ihn ermuntern, ähnliche Zeugnisse (?) zeitgenössischer Dichter zu sammeln und durch eine solche Zusammenstellung die innige Verknüpfung auch unsrer Dichter mit unserm größten Meister darzuthun. Dies liegt aber sicher außerhalb des Rahmens eines Goethe-Jahrbuchs. Den eigentlichen Anfang bildet eine reiche Sammlung ungedruckter Briefe, von denen nur einer von Goethe (an Walter Scott) ist, die andern (es sind ihrer achtzig) größtenteils an ihn gerichtet sind, von Frau von Staël, Ugo Foscolo (es ist die einzige Spur einer Verbindung des Nachahmers von „Werthers Leiden“ mit Goethe), Manzoni, Dehenschläger, Herder, dessen Frau und Sohn August, Schillers Gattin, Körner, Alexander, Wilhelm und Caroline von Humboldt und Niebuhr. Bei Übersendung dieser Briefe schrieb der Direktor des Goethearchivs an Geiger: „Die Arbeit, alles auf seine Neuheit hin zu prüfen, Undatirtes richtig einzureihen und die nötigen Erläuterungen beizufügen, bleibt Ihnen bis auf gar wenigem aufgespart. Nur habe ich den Nummern aus den Quartalheften immer ein ungefähres Datum beigelegt, wo es aus der Nachbarschaft, freilich oft sehr unsicher, zu erschließen war.“ Geiger hat diese Aufgabe höchst unzureichend gelöst und nur, wo die Sache handgreiflich war, das Nötige beigelegt. Der erste Brief der Staël ist von mir schon in meinem Leben der Stein inhaltlich angeführt und im Schnorrnschen „Archiv“ vollständig gegeben worden. Er ist so merkwürdig, daß niemand, der ihn einmal gelesen hat, ihn je ganz vergessen wird. Für Geiger war er ungedruckt. Von großer Bedeutung sind Herders Briefe. Auf Geigers Wunsch hat Suphan einiges dazu bemerkt, sicher ohne zu glauben, damit die volle Erläuterung gegeben zu haben. Seine Bemerkungen sind natürlich richtig, nur gegen die zu Brief 14 sei angeführt, daß ich nicht das Billet Herders 92 einem bestimmten Jahre zugeschrieben habe, und daß Goethes Aufsatz von den farbigen Schatten erst im Juli 1793 geschrieben wurde. Die beiden ersten Briefe aus Rom (Dezember 1788) sind sehr bezeichnend. Aber finden sich im Goethearchiv keine frühern von Herder, oder sind solche für eine andre Gelegenheit zurückgelegt? Höchst

merkwürdig ist der Glückwunsch Herders zu Goethes Geburtstag nach seiner in demselben Monat erfolgten Rückkehr aus Rom:

Sanct Johannes der Zweite (den Ersten erschlugen die Mörder,
 Ob er gleich sterbend noch „Liebt euch, ihr Kinderchen!“ sprach),
 Also Joannes Secundus Evangelista vertraut dir
 Aus Chysium heut küssend den holdesten Gruß.
 „Bruder Tertie, spricht er, du nimmst an Weisheit und Alter,
 Nimmst an der Grazie zu, wie sie den Göttern gefällt
 Und den Menschen. Wohlan! statt meiner weiß' ich dich heute;
 Krönen am Ende des Buches wird dich ein andrer, ein Gott.“

Weber Suphan noch Geiger bringt ein Wort zur Erklärung, die doch erst den Verfen Leben giebt. Den Namen Joannes Secundus hatte sich der Dichter der Basia (Küsse) beigelegt, an den Goethe 1776 bekannte Verse richtete. Der Schluß deutet auf die Vollendung des Buches der Römischen Elegien, von denen Herder die ihm vorgelesenen mit heiterm Geiste aufgenommen hatte. Die Anerkennung, die Herder ihm hier deshalb spendet, ist sehr merkwürdig. Während wirkt der Brief August Herders (vom 8. Dezember 1798), der die gestörte Freundschaft Goethes mit seiner Familie hergestellt wünschte. Die Briefe von Schillers Gattin sind nicht von hervorragender Bedeutung, aber als Ergänzung unsrer Kenntniss willkommen. Hier giebt Geiger wieder ein bezeichnendes Probüchen seiner Kunst. Charlotte dankt am 20. März 1815 für eine Schiller betreffende Sendung Goethes, bedauert aber sein dort ausgesprochenes Urtheil über „Fiesko.“ Jeder Sachkenner sieht, daß hier Goethes Aufsatz „Über das deutsche Theater“ gemeint ist, den das „Morgenblatt“ vom 10. und 11. April 1815 brachte; bekanntlich wurden die Nummern dieses Blattes lange vor dem Tage gedruckt, dessen Datum sie tragen. Geiger hat diesen Aufsatz übersehen, und so ist er auf den spaßhaften Gedanken gekommen, der Aufsatz „Ein glückliches Ereignis“ sei gemeint, obgleich dieser gar nicht paßt und — erst zwei Jahre später geschrieben ist. Da meint denn der weise Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs, dieser könne, obgleich er erst 1817 erschienen sei, schon 1815 geschrieben sein. Hätte er sich um die Zeit desselben gekümmert, so würde er gefunden haben, daß nach dem Briefe Eichstädts an Goethe vom 14. Mai 1817 der Aufsatz gerade damals geschrieben wurde. „Es ist immer gut etwas zu wissen,“ äußert Goethe einmal. Aber gehen wir weiter. Den Brief 37, datirt „Dienstag früh,“ setzt Geiger in den Oktober 1818, obgleich er ihn auf den Maskenzug des 18. Dezember bezieht. Auch letzteres ist nicht richtig. Bei dem „Maskenfest“ ist Niemers Charade „Apollodoros“ gemeint, und der Brief ist bald nach Goethes Rückkehr von Verfa geschrieben, am 8. Dezember 1818. Wichtiger als die Briefe Körners sind die von W. von Humboldt, von denen einer „Hermann und Dorothea“ betrifft. Einen bezeichnenden Beweis seiner unglaublichen Flüchtigkeit liefert Geiger hier in der Äußerung über den Brief vom 18. Februar 1797. Er bezieht die Worte: „Ich habe nunmehr in Hermann das Kapitel vom Grenzboten III. 1887.

Hexameter gelesen," ernstlich auf „Hermann und Dorothea," und wundert sich, daß dazu das Datum nicht stimmt. Die Ahnung, daß des Philologen Hermann Schrift *De metris Graecorum et Romanorum poetarum* gemeint sei, lag ihm zu fern; da läßt er lieber unser schönes Epos in Kapitel teilen. Bedeutend sind W. von Humboldts Briefe aus Rom, höchst liebenswürdig die des jüngern Bruders und Niebuhrs. Bei letztern staunen wir, daß sie aus demselben Geiste geflossen sind, der manches so scharfe Urteil über Goethe gefällt. Aber wie tief ihn die Kunde von Goethes drohendem Ende kurz vor seinem eignen ergriff, habe ich selbst noch in lebhafter Erinnerung, da er seinen herben Schmerz frisch vor seinen Zuhörern ergoß.

An diese reiche Stiftung des Goethearchivs schließen sich „Dreizehn Briefe nebst einem Fragment Goethes." Sie beginnen mit zwei bedeutenden Briefen Goethes an Höpffner. Sehr eingehend sind die Bemerkungen darüber, in denen auch ungedruckte Briefe Höpffners an Nicolai mitgeteilt werden. Späßhaft nimmt sich dieser Gelehrsamkeit gegenüber die Bemerkung des Erklärers aus: „Die Rhapsodie von Reimhardt weiß ich nicht nachzuweisen." Daß sie von Merck ist, war seit fünfzig Jahren kein Geheimnis. Goethes frühe Kenntnis Spinozas beweist die Äußerung in dem Briefe vom April 1773: „Ihren Spinoza hat mir Merck gegeben." Hatten wir bisher nur Beispiele, daß Geiger von andern schon mitgeteilte Briefe für ungedruckt erklärt (eine größere Anzahl liefern Geigers eigne Berichtigungen vom zweiten bis zum sechsten Bande), so hat er doch noch stärkeres geleistet. Den anziehenden Brief Goethes an die Heygendorf (VIII, 128 f.) hat Geiger selbst schon V, 13 f. drucken lassen, aber es geradezu vergessen! Seine Pflicht als Herausgeber hat Geiger wieder stark vernachlässigt bei den am Schlusse gegebenen Versen. Daß sie überfetzt sind, lehrt zum Überflus die Schlußbemerkung Goethes selbst: „Alle Übersetzungen sind tastende Versuche." Es bedurfte keines Scharffinns, um zu entdecken, daß sie aus Manzonis *Conte di Carmagnole* I, 2 stammen; ja Goethes Übersetzung des Anfangs dieses Auftritts konnte Geiger in meiner Ausgabe der Gedichte lesen. Allein so etwas braucht Geiger nicht zu wissen!

Manches für die Zeit des Druckes von Goethes Zeitschriften und andern Werken bieten die von H. Frommann mitgeteilten Geschäftsbriefe Goethes an den Buchdrucker Fr. Frommann aus den Jahren 1816 bis 1824. Auf Geigers Wunsch hatte der Mittheiler auch einen Nekrolog des Adressaten geliefert; die daselbst gemachten Bemerkungen über die Briefe hätten aber dort gestrichen und zu den Briefen selbst gesetzt werden müssen. H. Frommann hatte darauf hingewiesen, daß die bisher gedruckten Briefe nur zwei auf Druckereianglegenheiten bezügliche Stellen enthalten. Unbekannt war ihm, und auch Geiger weiß es nicht, daß auch zwei im Goethe-Jahrbuch erschienene nicht adressirte Briefe gleichfalls des Druckes wegen an Frommann gerichtet sind (IV, 217, 17 und 388, 23); von dem letztern hatte Geiger dies selbst nachträglich auf meine Mahnung an-

gegeben. Die Nachweisungen, um welche Schriften es sich handelt, sucht man bei ihm vergebens, obgleich die Briefe erst dadurch Wert erhalten; es fehlt jedes Wort der Erläuterung, mit Ausnahme zweier ganz kurzen, zu unbestimmten Angaben. In dem letzten Briefe ist Schmoller ein Druckfehler, der auch in das Register übergegangen ist. Wußte Geiger nicht, daß der von Goethe viel benutzte und in seinen Briefen oft genannte Maler Schmeller hieß?

Unter den nun folgenden „Abhandlungen“ erweitert die von G. von Loeper „Zu Goethes Gedichten Trilogie der Leidenschaft“ auf sehr dankenswerte Weise unsre Kenntnis. Die Überschrift deckt nicht den Inhalt. Dem Verfasser war gestattet, was nur Aus erwählten vergönnt ist, noch vor der Herausgabe der Tagebücher die Stellen daraus mitzuteilen, die sich auf Goethes Zusammenkunft mit der Familie Lebekow in den böhmischen Bädern im Sommer 1822 und 1823 beziehen. Auch die im Goethearchiv befindlichen elf Briefe der Familie von 1824 an durfte er einsehen und daraus zwei Nachschriften Ulrikens aus den Jahren 1824 und 1827, einen Brief ihrer Mutter von 1829 und eine Stelle aus einer Einladung der Großmutter vom 23. April 1822 geben, wenn die letztere Jahrzahl richtig ist. Die Äußerung: „Und wie wird Ulrikchen sich freuen, wenn sie wieder Töchterchen genannt wird, worauf sie stolz ist,“ deutet doch wohl auf eine frühere Bekanntschaft hin, während, so viel wir wissen, Goethe die drei Schwestern erst im Sommer 1822 kennen lernte. Wir vermessen in dem Aufsätze auch die Angabe, daß Goethe im Jahre 1824 der Familie sein Bild schickte. Aus dem Tagebuche ersehen wir wieder, daß Goethes eigne Angaben über die Entstehung seiner Gedichte nicht immer ganz zuverlässig sind; denn wir erfahren aus ihnen, daß er nicht erst auf der Rückreise von Eger, sondern spätestens am 6. September die Elegie begonnen hatte, die den in Marienbad zur Auslöschung gekommenen Schmerz der Entfugung verklären sollte und sich unmöglich auf den heitern Abschied beziehen konnte, den er kurz vorher in Karlsbad von Ulriken genommen hatte. Höchst bezeichnend ist es für Goethe, daß er erst jetzt dazu gelangte, den schweren Entfugungskampf dichterisch darzustellen, wobei er aus den wirklichen Verhältnissen nur das nahm, was zur lebendigen Gestaltung sich eignete, sonst großer Freiheit sich bediente. Diesem verdienstlichen Aufsätze folgt Viktor Gehns geistvolle, von großer Sorgfalt zeugende Zusammenstellung von Goethes Benutzung der Bibelsprache und Th. Süpfles anziehende Darstellung des literarischen Einflusses unsers Dichters in Frankreich.

Bei den wenigen Miscellen und der Chronik verweilen wir nicht, um des Krebschadens des Goethe-Jahrbuches, des Mißbrauches der Bibliographie ausführlicher zu gedenken. Eine Bibliographie soll möglichst vollständig sein und nur aus eigner Anschauung oder den Mitteilungen unparteiischer Sachkundigen berichten. Dies fordert freilich einen großen Zeitaufwand, aber einen solchen darf man billig von dem fordern, der sich hinstellt, um den zahlreichen, in

ihrer Kenntnis so ungleichen Verehrern des Dichters im In- und Auslande darüber zu berichten. Erleichtern kann er sich seine Arbeit, wenn er Goethefreunde in verschiedenen Gegenden Deutschlands veranlaßt, über die in den Blättern ihrer Gegend erschienenen Goethiana zu berichten oder sie ihm einzusenden; er darf sich nicht darauf verlassen, daß jeder Schriftsteller oder jede Zeitungsredaktion so gutmütig ist, ihm das Betreffende zu schicken. Geigers Berichte sind so wenig vollständig, daß er sich um manche nicht unbedeutende Zeitschriften gar nicht gekümmert haben kann oder sie nur aus andern, oft sehr flüchtigen Erwähnungen kennt, ja selbst diejenigen, die ihm zur Hand sind, nichts weniger als genau benützt hat. So konnte es kommen, daß er einen in den Grenzboten stehenden Aufsatz nur dem Titel nach, wahrscheinlich nach andrer Angabe, kennt, obgleich dieser gerade mit seiner Bearbeitung von Goethes Studentenbriefen ins Gericht geht, und daß er das dort mitgeteilte, in doppelter Hinsicht anziehende Stammbuchblatt des jungen Dichters übersieht. Doch das aller schlimmste Übel an seinen Berichten ist die gewissenlose Parteilichkeit, die sich am wenigsten ein Goethe-Jahrbuch zu Schulden kommen lassen sollte. Auf's widerwärtigste spiegelt sich dieses Verfahren in der Art und Weise, wie er über meine Arbeiten herfällt, um sie in das gehässigste Licht zu stellen. Eine ehrliche Anzeige meiner Ausgabe der Liebesbriefe Goethes an Frau von Stein mußte zunächst meine deutlich ausgesprochene und gerechtfertigte Absicht dieser Ausgabe angeben, sie durfte sich dann über diese und die Art der Ausführung freimütig ergehen. Aber dazu fand er keine Zeit, und der Leser sollte im Dunkel gelassen werden, damit er selbst sein Mütchen kühlen und mit der plumpen, elend gefaßten Unwahrheit beginnen konnte: „Die vorliegende Veröffentlichung hat nicht den geringsten selbständigen Wert: die Kleinlichkeit, Wiederholungsfucht des Autors zeigen sich deutlich, sein Autoritätsdünkel tritt auf's lebhafteste hervor.“ Das Bedürfnis einer Ausgabe der Briefe für einen weitem Leserkreis neben der verdienstlichen, aber schwerfälligen, viele Briefe willkürlich einordnenden, von Fielitz, ist von verschiedenen Seiten anerkannt worden und für jeden Verständigen unleugbar vorhanden. Meine Ausgabe ist nach einem festen Plane mit gewissenhafter Genauigkeit gearbeitet, und es ist mir gelungen, zahlreiche Fehler zu vermeiden und manches neue zu finden; nicht aus kleinlicher Rechthaberei, sondern aus Pflicht habe ich die notwendigen Abweichungen von Fielitz begründet, aber Pflichtgefühl und Liebe zur Sache sind einmal Dinge, die Geiger mir nicht zutrauen darf. Der zweite Ausspruch, den er über meine Arbeit thut, wirft mir vor, ich hätte Fielitz stark [vielmehr, wie ich hoffe, zu meinem Zwecke vollständig] ausgenutzt, und zum Danke ihm die unbedeutendsten Irrtümer vorgehalten und einen nichtigen Streit über Lappalien geführt. Ich habe aber nichts weniger als gestritten und Fielitz Irrtümer vorgehalten, ich habe gethan, was jeder thun muß, ich habe meinen Vorgänger, wo es geboten war, berichtigt. Leider hält Geiger manches, was man von

ihm als Herausgeber fordert, für „Lappalien“; die Wissenschaft kennt aber solche überhaupt nicht. Und was den wohlfeil mir vorgeworfenen Undank betrifft, so könnte man doch fragen, ob ich in meiner Ausgabe Zielitz mehr zu verdanken habe oder Zielitz meinen ausgedehnten frühern Forschungen. Wir haben uns gegenseitig den gebührenden Dank ausgesprochen, aber, wie Zielitz, obgleich er mich, wie billig, stark ausnutzt, nicht auf das Recht verzichtet, mich zu berichtigen, so wenig durfte ich es. Ich bezweifle, daß Geiger weiß, was ich für Frau von Stein geleistet habe, aber geurteilt muß sein, und so wegwerfend als möglich, da er einmal sein böses Auge auf mich geworfen hat. Bei meinen Ausgaben der Gedichte und des Divan ist er weit entfernt, das viele von mir gebrachte Neue (wie bei den Gedichten nach dem Neugriechischen, bei den Abhandlungen zum Divan), hervorzuheben, er will bloß tadeln; nichts ist ihm widerwärtiger als mir gerecht zu werden. So hat er denn auch den nicht beneidenswerten Mut, von meiner Darstellung der Dichterin Amalie von Imhoff zu bemerken: „Neues Material ist nicht benutzt. Bekanntes wird mit großer Weitschweifigkeit vorgetragen.“ Kennt Geiger etwa das Material und hat er sich die Lebensbeschreibungen der Dichterin von Döring und in der Allgemeinen deutschen Biographie zur Vergleichung angesehen? Was ich geleistet habe, wissen Kundige, und über Weitschweifigkeit wird sich wohl nur Geiger beklagen, der, so oft er auf mich zu sprechen kommt, in die Farrentöpfe tunkt, die Breite, Nörgelei, Schulmeisterei und andre schöne Dinge dieser Art enthalten. Als Berichterstatter hätte er wenigstens erwähnen sollen, daß wir bisher kein Bild der jugendlichen Dichterin besessen haben, wogegen meiner Darstellung drei unzweifelhaft echte beigegeben sind. Auch aus dem, was er über meine sehr viel neues bringenden Erläuterungen von Goethes Maskenzügen sagt, kann kein Mensch die Bedeutung dieser Arbeit ersehen — und keiner soll es!

Wenn ich in der Schilderung der Leistungen des Goethe-Jahrbuches so ausführlich gewesen bin, so sollte diese meine Überzeugung begründen, daß in der Leitung dieses bedeutenden Unternehmens Wandel geschafft werden muß. Die Willkür, Sorglosigkeit und Ungenauigkeit in der Mitteilung ungedruckter Briefe muß gewissenhafter Prüfung, ob ein Brief wirklich ungedruckt sei, der genauen Forschung nach der Richtigkeit oder der Bestimmung des Datums und der Adresse, der kurzen und bestimmten Erklärung aller thatfächlichen Beziehungen und dem fehlerlosen Abdrucke weichen, und dabei muß die umfassendste Kenntniß zu Gebote stehen, die Geiger eben abgeht. Dieselbe würdige Behandlung sollte den oft fehlerhaft im Jahrbuch abgedruckten Mitteilungen der Zeitgenossen über Goethe zu Teil werden, in deren Auswahl überdies größere Strenge zu empfehlen wäre. Keine Aufsätze sollten Aufnahme finden, die nicht das Ergebnis reifer Prüfung sind, wenn auch der Standpunkt ein verschiedner sein darf. Auch mit nichtigen Miscellen sollten die Leser verschont bleiben. Besondere Sorgfalt ist auf die Bibliographie zu verwenden, wenn diese überhaupt noch

gegeben werden soll. Ernster Fleiß muß an die Stelle der jetzt herrschenden Leichtfertigkeit treten und strenge Gewissenhaftigkeit jede tückische Parteilichkeit ausschließen. So möge das Jahrbuch zu Ehren deutscher Wissenschaft und zur Förderung gründlicher Goetheforschung fröhlich gedeihen!



Ein jungdeutscher Phrasenheld.



as „große Werk“ des angeblich Talentvollsten des „jungen Deutschlands“ liegt vor mir. *) Hermann Conradi (geb. 1862 zu Seitznitz i. N., der Sohn eines Agenten in Magdeburg) veröffentlichte seine ersten leidlichen Artikel als Gymnasiast in einem Magdeburger Blatte und gab dann als blutjunger Student in Berlin (mit einem Herrn Bohne) zwei wertlose „Faschingsbreviere,“ später eine tolle Skizzensammlung „Brutalitäten“ in dem Sozialistenverlage von Schabelitz in Zürich und kürzlich ein Bändchen revolutionärer Gedichte „Lieder eines Sünders“ heraus. Der sogenannte Roman „Phrasen,“ den der fünfundzwanzigjährige Leipziger Student geschrieben hat, soll den Prolog bilden zu einem umfangreichen Werke, dessen Hauptteile: „Ein moderner Erlöser,“ „Die Heimatlosen“ und „Das letzte Ideal“ heißen und dem als Epilog ein „Inselgürtel kleinerer Schriften“ folgen soll. Das Ganze will (nach den „Vorgedanken“ zu den „Phrasen“) das Herrn Conradi „aufgegangene, von ihm erlebte und erschaffene, in mancher Hinsicht noch zu erlebende und zu erschaffende Ideen- und Bildergesüge verarbeiten und vermünzen“ und „die Entwicklung eines nicht ganz alltäglichen Menschen von einer extrem individualistisch-ästhetischen Weltanschauung aus durch eine sozial-ethische hindurch zu einer eventuell dritten hin vollenden.“

Wie heißt es doch in der „Preciosa“?

Herrlich! Etwas dunkel zwar,
Aber 's klingt recht wunderbar!

Mit den einzelnen Bänden wird uns der Verfasser also nach und nach beglücken, wenn anders der Verleger flott weiter vorschießt und bei dem vermutlich recht schwachen Absatz dieser literarischen Erzeugnisse nicht schon vorher der Sache überdrüssig wird.

*) Phrasen. Roman von Hermann Conradi. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1887. 378 Seiten.